

PULLER

JOHN JEREMIAH SULLIVAN

SUHRKAMP

HEAD

VOM ENDE AMERIKAS

Kann man ganz Amerika in ein Buch packen? Geschichte und Gegenwart? Popkultur und Gegenwart? Glänzende Oberfläche und enttäuschte Versprechen? Mit Pulphead hat John Jeremiah Sullivan bewiesen, dass das möglich ist. In der Tradition von Meistern wie Tom Wolfe und Hunter S. Thompson verwischt er die Grenze zwischen Literatur und Journalismus, Erzählung und Reportage, Hochliteratur und Unterhaltung, Hemingway und Hollywood. Wie in einem Panoptikum entsteht aus Artikeln über Axl Rose, christliche Rockfestivals, Reality-TV, die Tea-Party-Bewegung, vergessene Naturforscher und den heruntergekommenen Süden das Panorama eines Landes, das der Rest der Welt immer weniger versteht.

Pulphead löste im Herbst 2011 in den USA wahre Jubelstürme aus: Das Buch fehlte auf keiner Jahresbestenliste, Kritikerpapst James Wood schrieb im New Yorker, genau so müsse man im neuen Jahrtausend schreiben, und verglich Sullivan mit dem großen David Foster Wallace. Die Begeisterung hat längst auch die Alte Welt erreicht: »Noch jeder ungläubige Thomas, der dem konzertierten Entzücken misstrauen wollte«, schrieb Gregor Dotzauer im Tagesspiegel, »kehrte mit leuchtenden Augen von der Lektüre zurück.«

John Jeremiah Sullivan, geboren 1974 in Louisville/Kentucky, arbeitet als Reporter für The New York Times Magazine, GQ, Harper's Magazine, The Paris Review und andere amerikanische Zeitschriften. Er wurde zweimal mit dem National Magazine Award ausgezeichnet. Sullivan lebt in North Carolina.

Thomas Pletzinger ist Schriftsteller und Übersetzer. 2008 erschien sein erster Roman Bestattung eines Hundes, 2012 sein Sachbuch Gentleman, wir leben am Abgrund. Er lebt in Berlin.

Kirsten Riesselmann ist Journalistin und Übersetzerin, u. a. von Adrian McKinty, Elmore Leonard und DBC Pierre. Sie lebt in Berlin.

John Jeremiah Sullivan

PULP

HEAD

Vom Ende Amerikas

Aus dem amerikanischen Englisch

von Thomas Pletzinger

und Kirsten Riesselmann

Suhrkamp

Die amerikanische Originalausgabe erschien 2011 unter dem Titel Pulphead. Essays bei Farrar, Straus and Giroux (New York).

Die Reportage »Hey, Mickey« ist im amerikanischen Original nicht enthalten.

eBook Suhrkamp Verlag Berlin 2013

Der vorliegende Text folgt der 1. Auflage der Ausgabe des suhrkamp taschenbuchs 4491

© Suhrkamp Verlag Berlin 2012

© John Jeremiah Sullivan 2011

Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Für Inhalte von Webseiten Dritter, auf die in diesem Werk verwiesen wird, ist stets der jeweilige Anbieter oder Betreiber verantwortlich, wir übernehmen dafür keine Gewähr.

Rechtswidrige Inhalte waren zum Zeitpunkt der Verlinkung nicht erkennbar.

Umschlaggestaltung: HERBURG WEILAND, München

Satz: Hümmer GmbH, Waldbüttelbrunn

eISBN 978-3-518-78890-5

www.suhrkamp.de

*Für M. und J. und M. J.
Und für Pee Wee (1988-2007)*

*»Good-by now, rum friends, and best wishes.
You got a good mag (like the pulp-heads say) ...«
Aus einem (später zurückgezogenen) Kündigungsschreiben
Norman Mailers aus dem Jahr 1960*

Inhalt

Auf diesen Rock will ich meine Kirche bauen

Das finale Comeback des Axl Rose

Füße im Rauch

Mr. Lytle

Nach Katrina

Hey, Mickey!

Der wahre Kern der Wirklichkeit

Michael

In unserem Amerika

Höhlen ohne Namen

Geister des Blues

Der letzte Wailer

Das Haus der Peyton Sawyer

Das Treiben der Lämmer

LA·HWI·NE·SKI. Aus dem Leben eines exzentrischen Naturforschers

Danksagung

Textnachweise

Pulphead

Auf diesen Rock will ich meine Kirche bauen

Man soll ja nicht prahlen, aber mein ursprünglicher Plan war perfekt. Ich hatte den Auftrag erhalten, über das Cross-Over-Festival am Lake of the Ozarks, Missouri, zu schreiben. Drei Tage auf einem abgeschiedenen Gelände im Mittleren Westen, zusammen mit dem Nonplusultra christlicher Bands und ihren Fans. Ich stellte mir vor, wie ich am Rand der Menge stehen und mir Notizen machen, gelegentlich jemanden aus dem Publikum anquatschen («Was ist schwerer, Homeschooling oder normale Schule?») und dann meine Akkreditierung zücken würde, um backstage noch mit den Musikern zu plaudern. Der ein oder andere Sänger würde mir erklären, dass jede Musik, wenn sie mit entsprechender Hingabe gespielt wird, allein Seinem Lobpreis diene, und ich würde jedes zehnte Wort mitschreiben und inwendig grinsen. Später am Abend würde ich in meinem Mietwagen ein bisschen Alk einschmuggeln und mich ungefragt zu einer Gebetsrunde am Lagerfeuer einladen, schon der Geselligkeit wegen. Heimflug, ein bisschen Statistik reinrühren, Rechnung stellen.

Aber wie lautet mein Frühstücksmantra? Ich bin ein Profi. Und nur fürs Mitwippen kriegt man keine Preise. Ich wollte wissen, was das für Menschen sind, die von sich behaupten, diese Musik zu lieben, und die Hunderte von Meilen fahren und dabei ganze Bundesstaaten durchqueren, um sie live zu hören. Und da war sie, meine Offenbarung: Ich würde mit ihnen fahren. Beziehungsweise: Sie mit mir. Ich würde einen Kleinbus mieten, und zwar einen ultraschicken, und wir würden gemeinsam losfahren, ich und drei oder vier Hardcore-Fans, den ganzen Weg von der Ostküste zu diesem See mit dem unglaublichen Namen, diesem Lake of the Ozarks. Wir würden uns die ganze Nacht unterhalten, sie würden versuchen, mich zu bekehren, und ich würde die ganze Zeit mein kleines Aufnahmegerät laufen lassen.

Irgendwann, das wusste ich, würden wir uns mögen und gegenseitig bemitleiden. Was für eine Geschichte – Stoff für kommende Generationen!

Die einzige Frage war: Wo sollte ich Willige finden? Aber eine wirkliche Frage war auch das nicht, denn jedes Kind weiß, dass sich Leute mit einem Hau und Spezialinteressen allnächtlich in »Chatrooms« versammeln. Und unter Jesus-Jüngern herrscht kein Mangel an jenen, bei denen mehr als nur ein Schräubchen locker ist. Offenbar wollte Er es so.

Ich veröffentlichte also meine Einladung anonym auf www.youthontherock.com und in zwei Internet-Fanforen der christlichen Pop-Punk-Band Relient K, die beim Cross-Over-Festival bereits gebucht war. Ich stellte mir Jungs und Mädchen vor, die in ihrem Dachzimmer davon träumen, die Männer von Relient K mit eigenen Augen den Song »Gibberish« vom Album Two Lefts Don't Make a Right ... But Three Do live spielen zu sehen. Aber wie hinkommen? Die Benzinpreise würden nicht sinken, und in Florida treten Relient K nie auf. Bitte, Gott, mach, dass es geschieht. Und plötzlich erscheint mein Forumseintrag, wie ein helles Licht. Wir konnten uns gegenseitig eine Hilfe sein. »Ich suche echte Fans von christlicher Rockmusik, die mit mir zum Festival fahren«, schrieb ich. »Ob Frau oder Mann ist egal, aber du solltest nicht älter als, sagen wir, achtundzwanzig sein, denn ich beschäftige mich mit dem Thema vor allem als Jugendphänomen.«

Klingt erst mal harmlos. Wie sich allerdings herausstellte, hatte ich keine Vorstellung davon, wie jugendlich das Phänomen tatsächlich ist. Die meisten in diesen Chatrooms sind Teenager, und zwar keine neunzehnjährigen, sondern vierzehnjährige. Da war ich also einfach mal ins World Wide Web gezottelt und hatte eine Horde zwölfjähriger Christinnen und Christen gefragt, ob sie eine Ausfahrt in meinem Van machen wollten.

Es dauerte nicht lang, bis die Kinder zurückschlugen. »Super gemacht, deine Mailadresse zu unterdrücken«, schrieb »Mathgeek29« in einem Ton, der mir so gar nicht christenmäßig vorkam. »Ich bezweifle, dass irgendjemand seine kompletten Kontaktdaten einem total Fremden im Internet gibt ... Habt ihr denn in Manhattan keine christlichen Jugendlichen, die da mitmachen wollen?«

Einige wenige Jugendliche schenken mir aber tatsächlich auch Glauben. »Riathamus« schrieb: »ich bin 14 und wohne in indiana, außerdem würden meine eltern mich wahrscheinlich nicht lassen, so mit einem fremden aus dem internet, aber super wärs.« Ein Mädchen mit dem Nutzernamen »LilLoser« versuchte sogar, nett zu sein:

Ich glaub nicht, dass meine Eltern ihre kleine Tochter mit einem Typen fahren lassen würden, den sie nicht kennen und ich auch nur über E-Mail, vor allem nicht für die ganze Zeit, wie Sie wollen, und überall hin und so ... Ich sag ja gar nicht, dass Sie pädophil sind, lol, aber ich glaub nicht, dass Sie viele Leute finden, die mitmachen ... weil wie gesagt, irgendwie klingts creepy ... aber hey – viel Glück bei Ihrer Mission da. lol.

Das Glück, das sie mir wünschte, war mir nicht hold. Die Christen hörten auf, mit mir zu chatten, und chatteten nur noch untereinander, wobei sie sich gegenseitig vor mir warnten. Schließlich zischelte ein Teilnehmer auf der offiziellen Relient-K-Website den anderen zu, sich vor meinen Machenschaften in Acht zu nehmen, denn aller Wahrscheinlichkeit nach sei ich »ein 40-jähriger Kidnapper«. Als ich mich bald darauf erneut einloggte, hatten die Moderatoren meinen Beitrag mitsamt dem immer länger werdenden Anklage-Thread kommentarlos entfernt. Zweifelsohne waren sie bereits dabei, Alarmrufe an ein Mütternetzwerk zu faxen. Vor Schreck zog ich mich zurück und rief meinen Anwalt in Boston an, der mir sagte, ich solle »aufhören, Computer zu benutzen« (der Plural ist von ihm).

Alles in allem löste diese Erfahrung in mir Widerwillen gegen das gesamte Festival-Thema aus, und ich beschloss, den Auftrag abzulehnen. Ich gab auf.

Das Problem mit einem Hochglanzmagazin wie Gentlemen's Quarterly ist, dass es dort immer irgendeinen übereifrigen Jungredakteur gibt, der manchmal Greg heißt, der in seinem Leben noch keine schmerzlichen Niederlagen einstecken musste und der sich, wenn man ihn der Höflichkeit halber anruft, um ihn wissen zu lassen, dass »die Cross-Over-Sache ins Wasser gefallen ist« und man sich wieder melden würde, sobald man eine neue Idee habe, sofort diesem rätselhaften Segen namens Internet zuwendet

und herausfindet, dass das Festival, zu dem man hatte fahren wollen, sowieso nicht »das landesweit größte« ist, wie man angenommen hatte. Das wirklich größte im Lande – und in der gesamten Christenheit – ist das im Jahr 1979 gegründete Creation Festival, ein wahrhaftes Godstock. Und es findet auch nicht im ländlichen Missouri statt, sondern im noch viel ländlicheren Pennsylvania, in einem grünen Tal, auf einer Farm namens Agape. Und es ist auch nicht schon seit einem Monat vorbei, sondern geht übermorgen los. Sie strömen schon zusammen, die Zehntausenden. Viel Glück bei Ihrer Mission da.

Ich stellte eine Forderung: nur, wenn ich nicht zelten müsste. Ich würde irgendein Fahrzeug mit einer Matratze drin bekommen, eventuell einer zum Aufblasen. »In Ordnung«, sagte Greg. »Ich habe rumtelefoniert. Die Sache ist, im Umkreis von hundert Meilen um Philadelphia sind alle Kleinbusse vermietet. Aber wir haben Ihnen ein Wohnmobil organisiert. Neun Meter lang.« Wir waren uns beide sicher (zumindest machte er den Anschein, dass auch er sich da sicher war), dass ich, sobald ich beim Vermieter wäre, auf eine etwas leichter zu handhabende Größe umbuchen könnte.

Der Grund, warum neun Meter eine so gängige Länge für Wohnmobile ist, ist schätzungsweise darin zu suchen, dass man für noch längere Fahrzeuge einen Spezialführerschein braucht. Und das würde bedeuten: Formulare, Kosten, wahrscheinlich sogar Hintergrundüberprüfung. Aber Sie können bei egal welchem Wohnmobilvermieter mit auf ein Skateboard geschnallten Oberschenkelstümpfen aufkreuzen, wild mit ihren Handhaken wedeln und brüllen, dass Sie dieses Neun-Meter-Ding da hinten für Ihren Trip nach Sag-ich-nicht-wohin brauchen, und das Einzige, was man von Ihnen wissen will, ist: bar oder Kreditkarte, der kleine Herr?

Zwei Tage später stand ich mit einem Koffer zu meinen Füßen auf einem Parkplatz. Debbie kam auf mich zu. Das Gesicht unter ihrem haarspraygehärteten Pony war so süß wie ein Geburtstagskuchen. Bevor einer von uns etwas gesagt hatte, hob sie entschlossen den Arm und deutete auf etwas. Auf ein Gefährt, das aussah, als hätten die alten Ägypter es in der Wüste vergessen.

»Ähm, hallo«, sagte ich. »Wissen Sie, ich brauche eigentlich nur einen kleinen Campingbus. Ich bin alleine und hab fünfhundert Meilen vor mir.«
Sie betrachtete mich nachdenklich. »Wohin soll's denn gehen?«

»Creation. So ein Christenrockfestival.«

»Wie alle!«, sagte sie. »Die Leute, die unsere Busse gemietet haben, wollen da auch hin. Von Ihrer Sorte gibt's ne ganze Menge.«

Ihr Ehemann und Mitarbeiter Jack tauchte auf – tätowiert, untersetzt, grauer Vokuhila – und ließ seiner Abscheu vor MapQuest freien Lauf. Von ihm würde ich die wahre Wegbeschreibung bekommen. »Aber erst mal eine Probefahrt.«

Wir besichtigten die äußeren Gefilde meines Mausoleums in spe. Es dauerte. Irgendwie war alles, was Jack sagte, das Einzige, das ich mir merken sollte. Weißes Wasser, graues Wasser, schwarzes Wasser (zum Trinken, zum Duschen, für die Notdurft). Hier dies, und auf keinen Fall das. Meckern über die »Wochenend-Partyfraktion«. Ich konnte ihm nicht zuhören, denn zuzuhören hätte bedeutet, das Ganze als Wirklichkeit zu akzeptieren. Allerdings drangen seine beiläufige Erwähnung des breiten blinden Flecks im Beifahrerspiegel und die Beschreibung der »zusätzlichen sechzig Zentimeter an jeder Seite« – die Auswölbung meiner Gemächer, die ich nicht sehen konnte, die ich aber »auf dem Schirm« haben sollte – zu mir durch. Debbie folgte uns mit einer Videokamera, aus versicherungstechnischen Gründen. Ich sah meine Angehörigen schon in einem Raum mit Mahagoni-Paneelen versammelt, wo sie sich anhören müssen, wie ich sage: »Und wenn ich die Toilette nicht benutze – muss ich das Wasser dann trotzdem einschalten?«

Jack klappte den Tritt runter und kletterte an Bord. Es geschah wirklich. Der Innenraum roch nach verdorbenen Ferien und Amateurpornodrehs, eingewickelt in Motelduschvorhänge und in die Sonne gelegt. Einen Augenblick lang stand ich wie erstarrt auf der Schwelle. In diesem Wohnmobil war Jesus nie gewesen.

Was soll ich Ihnen erzählen über meine Reise zum Creation? Wollen Sie wissen, wie es ist, völlig auf sich allein gestellt mit einer Windmühle auf Rädern während der Rushhour die Highways von Pennsylvania

entlangzufahren, mit stierem Blick und zitternden Händen? Wie es ist, einen kichernden Greg am Telefon zu haben, der wissen will, »wie's so läuft«? Sich selbst bei jedem Einfädelversuch mit beschämend hoher Stimme »nein nein nein NEIN!« sagen zu hören? Oder irgendwann zu glauben, unter dem erstaunlich beruhigenden Plärren des Radios schwache Hupgeräusche zu hören, in den Beifahrerspiegel zu gucken und festzustellen, dass man auf zwei Spuren fährt (diese sechzig Zentimeter extra!), und zwar schon werweiß-wie-lange, wobei man eine Autoschlange aufgestaut hat, die sich weiter erstreckt, als der Blick reicht? Oder wie es ist, an einem Supermarkt zu halten, um Laken, Kissen und Erdnussbutter zu kaufen, dann aber im Gang mit den Sportartikeln geschlagene fünfundzwanzig Minuten seinen Golfschwung zu üben, unfähig, damit aufzuhören, denn man weiß, draußen steht das Neun-Meter-Monstrum immer noch da, wo man es abgestellt hat, und wartet darauf, dass man mit ihm den Rest des schicksalhaften gemeinsamen Weges antritt.

Und gemeinsam schafften wir es, so wie es Debbie und Jack, die vermutlich selbst nicht daran glaubten, versprochen hatten. Sieben Meilen vor Mount Union stand auf einem Schild: »CREATION GERADEAUS«. Die Sonne ging gerade unter; wie ein feuriger Goldballon schwebte sie über dem Tal. Ich reihte mich ein in eine lange Schlange von Autos, Lastern, Bussen – und einigen wenigen Wohnmobilen. Da waren sie also, die wiedergeborenen Christen, die Evangelikalen, die Jesus-Freaks, überall um mich herum. Zu meiner Rechten ein Pickup, auf dessen Ladefläche sich Teenagermädchen drängten, die alle die gleichen taubenblauen T-Shirts trugen und einen am Straßenrand laufenden Jungen mit Iro ankreischten. Ich achtete darauf, ihnen nicht in die Augen zu sehen – wer weiß, vielleicht waren das dieselben Töchterlein, die ich vor wenigen Tagen belästigt hatte. Die Schlange der Fahrzeuge schob sich voran, und zu mir schloss ein alter, orangefarbener Datsun auf. Die Fahrerin kurbelte das Fenster herunter, lehnte sich halb heraus und blies auf einem Widderhorn einen langen, sauberen Ton. Glauben Sie mir, ich weiß, warum sie an dieser Stelle am Wahrheitsgehalt meiner Schilderung zweifeln. Aber trotzdem: So war es, ich habe es aufgenommen.

Sie blies in ein Widderhorn, ziemlich gekonnt sogar, zweimal. Vielleicht ihr alljährlicher Ritus, um ihre Ankunft beim Festival kundzutun.

Ich erreichte den Einlass. Eine Frau sah mich an, sah auf den leeren Beifahrersitz, dann wanderte ihr Blick an den neun Metern Wohnmobil entlang. »Wie viele seid ihr?«, fragte sie.

Voller Ehrfurcht fuhr ich weiter. Ich erlaubte dem Mobil zu gleiten. Aufgeregte Christen, die meisten jünger als achtzehn, säumten meinen Weg. Die Erwachsenen sahen aus wie Eltern oder Pfarrer, also Begleiter. Schnell breitete sich die Dämmerung aus, und die unbewegte Luft im Tal war erfüllt vom beißenden Rauch der Lagerfeuer. Zu meiner Linken ertönte lautes Brüllen – irgendetwas war auf der Bühne passiert. Das Geräusch kündete von einer riesenhaften Menschenmenge. Es erfüllte das Tal und hallte nach.

Ich hatte gehofft, dass ich unbemerkt Einzug halten könnte, dass mir das Wohnmobil vielleicht sogar eine Art Deckung gewähren würde, aber schon jetzt zog ich alle Blicke auf mich. Im Vorbeifahren hörte ich zwei Jugendliche unabhängig voneinander sagen: »Der tut mir leid.« Ein Dritter sprang auf den Beifahrertritt, rief »Himmelherrgott, Mann«, ließ sich wieder nach hinten kippen und rannte weg. Ich bremste unausgesetzt – sogar im Leerlauf war ich zu schnell. Welches Spektakel auch immer das laute Tosen vor der Bühne hervorgerufen hatte, es war offenbar vorbei: Die Wege waren verstopft, und die jungen Leute strömten rechts und links an mir vorbei, hin zu ihren Zelten, wie eine Ameisenstraße, die sich gabelt, um ein unwesentliches Hindernis zu umgehen. Sie hatten eine befremdliche Art, dem Wohnmobil immer erst dann Platz zu machen, wenn sich der vordere Kotflügel bereits an ihnen rieb. Von meinem erhöhten Aussichtspunkt aus hatte es den Anschein, als müsste ich sie mit sanfter Gewalt in Zeitlupe voneinander trennen, wobei sie immer eine Zehntelsekunde zu lang warteten, bevor sie auseinandergingen.

Was die feinen Unterschiede zwischen den verschiedenen evangelikalen Gruppierungen anging, so hatte sich seit meiner Highschool-Zeit offenbar nicht so viel getan, obwohl mir auffiel, dass mittlerweile alle etwas besser aussahen. Viele waren wie Skatepunks gekleidet oder im East-Village-Style

der vorigen Saison (nicht konfessionsgebundene Freikirchler), andere sahen eher nach Trailerpark (Provinz-Baptisten, Church of God) oder wie Preppies aus (Young Life, Fellowship of Christian Athletes – bei denen könnte man vielleicht Gras schnorren). Die strengeren Sektierer waren sofort an ihrer unverändert antimodischen Kleidung und ihren blassen, traurigen Gesichtern zu erkennen. Als ich später eine Frau fragte, wie viele der Festivalbesucher ihrer Schätzung nach Weiße seien, antwortete sie: »Ungefähr einhundert Prozent.« Ich sah aber auch ein paar Asiaten und drei oder vier Schwarze. Sie wirkten auf mich wie Adoptivkinder.

Ich fuhr und fuhr. Nie im Leben hätte ich damit gerechnet, dass dieses Festival so groß sein könnte. Mit jeder Straßenkehre öffneten sich weitere Talnischen voller Zelte und Autos; die Lagerstadt hatte sich bis an den Fuß des Bergrückens ausgedehnt und hier ihre physiografische Grenze erreicht. Es fällt mir schwer, den sinnlichen Eindruck so vieler Menschen zu vermitteln, die unter freiem Himmel leben und sich bewegen: eine Mischung aus Familienzusammenführung und Flüchtlingscamp, mit einem Schuss Militär, aber fröhlich.

Die Wege wurden schlammiger und nicht unbedingt breiter: der Hallelujah Highway, die Straße der Rechtschaffenheit. Man hatte mir gesagt, ich solle bis »H« fahren, aber als ich »H« erreichte, traten zwei Jugendliche mit orangefarbenen Westen auf mich zu und sagten, hier seien alle Plätze reserviert. »Könnt ihr mir nicht irgendwie weiterhelfen, Jungs?«, fragte ich und wies Mitleid erregend mit dem Finger auf mein Wohnmobil. Sie zogen Walkie-Talkies hervor. Zeit verstrich. Es wurde dunkler. Dann kam ein noch jüngerer auf einem Fahrrad angefahren, ließ eine Taschenlampe aufleuchten und bedeutete mir, ihm zu folgen.

Es war eine solche Erleichterung, mich ganz dem Willen dieses Jungen zu überlassen. Das Einzige, was ich noch zu tun hatte, war, ihn nicht aus den Augen zu verlieren. Im Scheinwerferlicht strahlte seine Weste eine warme, beruhigende Beamtenhaftigkeit aus. Weswegen ich wahrscheinlich nicht rechtzeitig merkte, dass er mich eine fast senkrechte Steigung hinaufführte – den »Hügel oberhalb von D«.

Rückblickend weiß ich nicht mehr, was zuerst bei mir ankam: das alarmierende Kribbeln im Rückgrat, das einsetzte, weil das Wohnmobil einen Neigungsgrad erreicht hatte, für dessen Bewältigung es nicht gemacht war, oder die Übelkeit erregende Sicherheit, dass wir angefangen hatten, rückwärts zu rutschen. Ich richtete mich im Sitz auf und trat mit meinem ganzen Gewicht aufs Gas. Ich hörte Schreie. Ich stieg auf die Bremse. Mit der linken Hand und dem linken Fuß suchte ich wie ein Ertrinkender nach der Notbremse. (Hatte nicht Jack bei seiner Einweisung erwähnt, wo sie zu finden sei?) Wir verloren Halt; mein Gefährt begann zu zittern. In den Augen meines kleinen Führers stand die Angst geschrieben.

Natürlich hatte ich gewusst, dass dieser Moment kommen, dass sich das Neun-Meter-Mobil gegen mich wenden würde. Das war uns beiden von Anfang an klar gewesen. Aber ich muss gestehen, ich hatte seinen Blutdurst extrem unterschätzt. Hinter und unter mir lag im Wortsinne ein Feld voller Christen: Christen, die Brötchen grillten, Gitarre spielten und kameradschaftlich beisammensaßen. Das Luftbild in den Zeitungen würde eine lange Narbe zeigen, eine Schneise mitten durch ihr friedliches Zelt Dorf. Dieser Psychopathen-Gigant, der es tatsächlich fertiggebracht hatte, ein zwar unsäglich verwirrtes, aber doch unschuldiges Kind dafür zu benutzen, seine niederträchtigen Pläne in die Tat umzusetzen!

Meine Erinnerung an die nächsten fünf Sekunden ist undeutlich, aber ich weiß noch, dass ein großer, vollkommen quadratischer Männerschädel vor der Windschutzscheibe auftauchte. Er hatte blonde Haare und eine Brille auf der Nase, weit offene Augen und einen mittelalterlich anmutenden West-Virginia-Akzent, in dem er mir sagte, ich solle beim Bremsen »in den Anker gehen«. Irgendein Bereich meiner motorischen Hirnrinde gehorchte. Der Wagen brach kurz zur Seite aus und stand still. Dann hörte ich dieselbe Stimme: »Und jetzt bei drei aufs Gas: eins, zwei ...«

Wir fahren an – ganz langsam, wie von einer Seilwinde gezogen. Irgendwelche wahnwitzig starken Wesen schoben von hinten. Kurz darauf hatten wir die Kuppe des Hügels erreicht.

Sie waren zu fünft. Alle Anfang zwanzig. Ich blieb in meinem Wohnmobil sitzen, während sie sich unter mir versammelten. »Danke«, sagte ich.

»Ach was«, kam es prompt von Darius, demjenigen, der die Befehle gegeben hatte. Er sprach sehr schnell. »Wir haben den ganzen Tag nichts anderes gemacht, keine Ahnung, warum der Junge ständig Leute hier hochbringt, wir kommen aus West Virginia, der hat sie nicht mehr alle, da drüben ist alles frei.«

Ich sah zurück und nach unten: da, wo er hinzeigte, war eine leere Weide.

Jake trat vor. Auch er war blond, aber schlanker. Auf eine verwilderte Art gut aussehend. Helle Bartstoppeln bedeckten sein Gesicht. Er sagte, er sei aus West Virginia, und wollte wissen, wo ich herkam.

»Ich bin in Louisville geboren«, sagte ich.

»Echt?«, fragte Jake. »Liegt das nicht am Ohio River?« Wie Darius reagierte und redete auch er sehr schnell. Ich bejahte.

»Ich hab mal einen Typen gekannt, der kam aus Ohio. Der ist gestorben. Die Sache ist, ich bin bei der freiwilligen Feuerwehr, und er hat sich mit seinem Chevy Blazer neunmal überschlagen. Den hat's derart zerlegt, die Überreste waren von hier bis da vorne zum Abhang verteilt. Der war so tot wie Kolumbus.«

»Wer seid ihr denn?«, fragte ich.

Ritter antwortete. Er war massig, einer dieser fetten Männer, die eigentlich gar kein Fett am Leib haben, Gefängniswärter, wie ich bald erfahren sollte, und ehemaliger Schwergewichtsringer. Er konnte eine Ananas in seiner Armbeuge zerquetschen und sich darüber totlachen (zumindest stelle ich mir das so vor). Frisur: militärisch. Schnauzbart: angedeutet. »Nur ein paar Jungs aus West Virginia, die für Christus brennen«, sagte er. »Ich bin Ritter, das hier sind Darius, Jake, Bub und Jakes Bruder Josh. Pee Wee springt hier auch irgendwo rum.«

»Hinter irgendeinem Rock her«, sagte Darius abfällig.

»Ihr hängt hier also ein bisschen rum und rettet nebenher Leben?«

»Wir kommen aus West Virginia«, sagte Darius ein zweites Mal, als hielt er mich vielleicht für schwer von Begriff. Er war es, der am häufigsten für die Gruppe sprach. Sein Kinn sprang vor, was ihn aggressiv wirken ließ, aber es lag nur an dem Batzen Kautabak, den er in der Backe trug; bestimmt war er bloß etwas nervös.

»Also, unser Zeltplatz ist direkt da drüben«, sagte Jake. Mit dem Kopf zeigte er zu einem Auto, einem Laster, einem Zelt, einem Feuer und einem großen, aus Holzscheiten zusammengezimmerten Kreuz. Und da war noch was ... ein Verstärker?

»Die Stelle hatten wir letztes Jahr auch«, erzählte Darius. »Ich habe dafür gebetet. Ich habe gesagt: Herrgott, ich hätte diesen Platz wirklich gerne wieder, sofern es Dein Wille ist.« Ich war davon ausgegangen, dass meine Festivaltage einigermaßen einsam ausfallen und im Ritualmord an mir gipfeln würden. Aber diese Jungs aus West Virginia hatten so viel Wärme. Sie strömte geradezu aus ihnen heraus. Sie fragten mich, was ich so trieb, ob ich Sassafras-Tee mochte und wie viele Leute ich in meinem Wohnmobil mitgebracht hatte. Außerdem kannten sie einen Typen, der auf grauenvolle Weise ums Leben gekommen war und aus einem Bundesstaat kam, der denselben Namen trägt wie der Fluss, an dessen Ufern ich aufgewachsen bin. Und ich bin niemand, der solche Zufälle in Zweifel zieht.

»Was macht ihr denn später so?«, fragte ich.

Bub war klein und gedrungen; seine Hände sahen aus, als könnte er sie als Müllpresse verwenden. Seine Hautfarbe war dunkler als die der anderen, sie ging in Richtung Oliv, die Haare unter seiner Camouflage-Kappe waren braun, seine Augen und sein ausgewachsener Schnäuzer ebenfalls. Später verriet er mir, dass Freunde ihn oft für »halb N-Wort« hielten. So drückte er sich aus. Er war schüchtern und sah immer aus, als würde er gerade intensiv über etwas nachdenken. »Ritter und ich wollen ein bisschen Musik hören gehen«, sagte er.

»Welche Band?«

Ritter sagte: »Jars of Clay.«

Von denen hatte ich schon gehört; sie waren populär. »Kommt mich doch, wenn ihr losgeht, an meinem Wohnmobil abholen«, sagte ich. »Ich parke auf dem total leeren Feld da drüben.«

Ritter meinte: »Können wir machen.« Dann stellten sie sich an, um mir nacheinander die Hand zu schütteln.

Während ich auf Ritter und Bub wartete, lag ich im Bett und las im Licht der Laterne The Silenced Times, ein dünnes Infoheftchen, das in meinem Festival-Paket gewesen war. Eigentlich war es auch kein Infoheftchen, sondern eine Werbebroschüre für Silenced, den neuen Roman von Jerry Jenkins, einem der Köpfe hinter der Hundert-Millionen-Dollar-Romanreihe Left Behind, in der bislang ein gutes Dutzend Bücher erschienen ist, die allesamt von dem handeln, was Leuten wie mir nach der endzeitlichen Entrückung zustoßen wird. Jenkins' neues Buch hatte ein futuristisches Setting, es spielte im Jahr 2045. Die Broschüre war auf den »2. März 38« datiert, was heißen sollte, dass siebenunddreißig Jahre vergangen sind, seit man Jesus aus den Geschichtsbüchern radiert hat und die Zeitrechnung neu gestartet wurde. Wahrscheinlich sollte The Silenced Times aussehen wie eine Zeitung aus diesem kommenden Zeitalter.

Es handelte sich um ganz schön düsteres Zeug. Wie ein Virus hat sich im Jahr 38 ein uralter Totenkult ausgebreitet und die »Vereinigten Sieben Staaten von Amerika« unterjocht. Anhänger dieses Kultes sind in »Zellen« organisiert (sehr hübsch, diese Prise alten Kommunisten-Jargons); sie rekrutieren die Jugend, streben nach globaler Hegemonie und haben es darauf abgesehen, den Weltuntergang herbeizuführen. Im Jahr 34 – als die letzte Volkszählung stattfand – haben sich 44 Prozent der Bevölkerung zur Mitgliedschaft in dieser Gruppierung bekannt, jetzt aber ist es schon fast die Hälfte. Damit wird jede andere noch existierende religiöse Bewegung im Land in den Schatten gestellt. Sogar der Präsident (dessen Wahl die Kultanhänger vorangetrieben haben) ist mittlerweile übergetreten. Der beliebteste Nachrichtensender unterstützt ihn und seine Politik offen, der am heißesten diskutierte Film des Jahres ist ungeschminkte Kult-Propaganda, wenn auch mit einem dunklen, brillanten Dreh, und der Großteil der Bevölkerung ist davon überzeugt, dass die Medien kontrolliert werden von –

Moment!, dachte ich. Das alles passiert doch wirklich. Genau so funktioniert die evangelikale Bewegung. Nur, dass in The Silenced Times beschrieben wird, wie man Christen ins Gefängnis wirft und in den Untergrund treibt. Wie ihre Pamphlete konfisziert werden. Ein Mann bekommt eine Auszeichnung, weil er seine Schwester verpfeift, die an der Uni

einen Bibelkreis veranstaltet. Besonders gut gefiel mir die Stelle, in der die antireligiösen Kräfte Jenkins selbst aufstöbern – in einer Höhle. Er ist mittlerweile neunundsiebzig Jahre alt und hat immer weitergeschrieben, und als sie ihn fortschleifen, brüllt er Bibelverse.

Ritter klopfte an die Tür. Er und Bub seien jetzt so weit, sie wollten sich Jars of Clay anhören. Mittlerweile war es finster, und noch mehr Feuer brannten; das gesamte Tal war von ihrem Geruch erfüllt. Der Himmel mit seinen Tausenden von Sternen sah aus wie eine gestanzte Blechlaterne. So viele Menschenseelen waren unterwegs zur Bühne, dass man kaum vorankam, wobei mir auffiel, dass die Menge dazu tendierte, Ritter Platz zu machen. Er lief leicht zurückgelehnt und sah über die Köpfe der Leute hinweg, als rechne er damit, einen Freund zu entdecken. Ich fragte ihn nach seiner Gemeinde in West Virginia. Er sagte, er und die anderen seien Pfingstkirchler, Zungenrede und so weiter, nur Jake sei Baptist. Sie gingen aber alle zum selben »Singen« – einem wöchentlichen Bibelkreis, der immer bei einem von ihnen zu Hause stattfand, mit Essen und Gitarren. Ob Ritter glaubte, dass jeder hier Christ sei?

»Nein, es gibt sicher welche, die noch nicht errettet sind. Geht nicht anders, bei so vielen Leuten.« Was er davon halte?

»Umso mehr kann evangelisiert werden«, sagte er.

Bub blieb abrupt stehen – ein Zeichen, dass auch er etwas sagen wollte. Während er seine Worte wählte, strömte die Menge weiter an uns vorbei. »Es sind auch jüdische Menschen da«, sagte er dann.

»Echt?«, sagte ich. »Du meinst, richtige Juden?«

»Ja«, sagte Bub. »Diese Mädchen, die Pee Wee angeschleppt hat. Die sind jüdisch. Ich finde das toll.« Er lachte, ohne dass sein Gesicht sich bewegte; Bubs Lachen war ein rein stimmliches Phänomen. Waren seine Augen feucht?

Wir liefen weiter.

Ich vermute, auf eine gewisse Weise – nennen wir's mal: bewusst – wollte ich nicht wahrhaben, was ich nicht umhin kam wahrzunehmen. Aber ich bin im Laufe der letzten Jahre auf so vielen großen öffentlichen Veranstaltungen gewesen, um über Sportereignisse oder sonst was zu berichten, und überall

fiel diese merkwürdige implizite Feindseligkeit auf, die vor allem männliche Amerikaner wie eine zweite Haut mit sich herumtragen. Halten Sie es meinerwegen für eine absurde Verallgemeinerung, aber wenn Sie ausreichend viele Spätnachmittage im Gedränge von Stadien verbringen, dann spüren sie es. Es ist kein Machismo, sondern etwas Dunkleres, etwas leicht Reizbares, leicht Hämisches, eine ständige Bereitschaft, Böses geschehen zu lassen. Hier gab es das nicht. Es war schlichtweg nicht da. Ich suchte und konnte es nirgendwo finden. Während der drei Tage, die ich auf dem Creation Festival verbrachte, habe ich nicht eine Schlägerei erlebt, kein einziges im Zorn gesprochenes Wort gehört, mich nicht ein einziges Mal provoziert gefühlt, noch nicht einmal leicht, und ich habe jede Menge Menschen kennengelernt, die außergewöhnlich freundlich waren. Ja, sie hatten alle dieselbe Hautfarbe, glaubten alle an dasselbe und tranken keinen Alkohol, aber es waren immerhin hunderttausend.

Wir kamen an einer Reihe Plastik-Klos und den Essensständen vorbei. Als wir um die Ecke bogen, sah ich die Bühne von der Seite. Und die Menschenmenge auf dem der Bühne gegenüberliegenden Hügel. Die Masse der Körper zog sich den Hügel hinauf, bis sie irgendwo mit der Dunkelheit verschmolz. »Heilige Scheiße«, entfuhr es mir.

Wie ein Impresario schwenkte Ritter den Arm. »Das, mein Freund«, sagte er, »ist Creation.«

Als Zugabe spielten Jars of Clay eine Coverversion von U2s »All I Want Is You«. Sie war blueslastig.

Mehr werde ich zu den Bands nicht sagen.

Oder nein, Moment, das noch: Die Tatsache, dass ich von den ungefähr vierzig Bands, die ich beim Creation Festival mit ganzem oder halbem Ohr mitbekommen habe, nicht einen einzigen Takt interessante Musik gehört habe, sollte nicht als Hieb gegen die Bands gelesen werden – und noch viel weniger als grundsätzliche Verachtung von Christen, die Rockmusik machen. Die Bands hier waren aber keine christlichen Bands, sondern Christenrock-Bands. Der Schlüssel zum Verständnis der gesamten Szene liegt in diesem feinen Unterschied. Christenrock als ein Genre ist dazu da, evangelikale

Christen moralisch zu erbauen und damit Geld zu verdienen. Christenrock ist Message-Musik für Hörer, die die Message im Schlaf beherrschen, und stellt sich darüber hinaus der gefühlten – und von den Künstlern sehr ernst genommenen – Verantwortung, »Menschen zu erreichen«. Aus diesem Grund bedient diese Musik die Kategorien »Eindeutigkeit« und »maximale Eingängigkeit« (die Künstler selbst würden von »Klarheit« sprechen), was wiederum bedeutet: Schmarotzertum. Erinnern Sie sich an diese Parfümzerstäuber, die es früher in Drogerien gab? Wenn sie Drakkar Noir mögen, wird Ihnen auch Sexy Musk gefallen? Genauso funktioniert Christenrock. Jede erfolgreiche säkulare Schrottband hat ihren christlichen Ableger, was nur folgerichtig ist, denn kulturkritisch gesprochen fungiert eine Christenrockband nicht als Alternative zur säkularen Band oder als eine Verbesserung derselben, sondern als ihr christliches Double. Und darin ist das Genre wunderbar erfolgreich. Wenn Sie diese Musik für ultimativ grottenschlecht halten, dann sind Ihre Prioritäten eben nicht die Prioritäten dieser Musik. Möglicherweise wollen Sie etwas cooles Neues hören. Diese Musik aber braucht etwas, von dem bereits erwiesen ist, dass es gut ankommt, und das wird dann in den Dienst der Lobpreisung des Herrn Jesus Christus gestellt. Das ist Christenrock. Eine christliche Band dagegen ist einfach nur eine Band, die aus mehr als einem Christen besteht. U2, gleichermaßen von Gläubigen und Ungläubigen verehrt, sind das Musterbeispiel, aber es gab über die Jahre auch andere Bands, von denen die Leute sagten: »Weißt du eigentlich, dass die Christen sind? Klingt schräg, ich weiß. Trotzdem, sie sind scheißgut.« The Call zum Beispiel oder Lone Justice. Zurzeit hört man dasselbe immer mal wieder über Indie-Acts wie Pedro the Lion und Damien Jurado (und andere, die ich nicht kenne). In den allermeisten Fällen geben sich solche Bands sehr, sehr viel Mühe, nicht zur Sparte »Christenrock« gezählt zu werden. Was vor allem davon abhängt, wie man sich verkauft: Man erzähle im Interview nicht, man sei »wiedergeboren«, sondern lediglich, der Glaube sei ein wichtiger Bestandteil des eigenen Lebens. Und an dieser Stelle – ich werde nicht länger so tun, als sei ich nicht vorurteilsbehaftet – kommt das schwerwiegende Problem der tatsächlichen Begabung ins Spiel. Denn die Frage, warum ein

neunzehnjähriger Hardcore-Christ, der feststellt, dass er oder sie erstklassige Songs schreiben kann (jemand wie Damien Jurado), auch nicht im Ansatz etwas mit Christenrock zu schaffen haben will, muss man stellen. Talent tendiert dazu, mit einem gewissen Mindestniveau an Raffinesse einherzugehen. Und ob man es glaubt oder nicht: Das Establishment des Christenrock äußert hin und wieder so etwas wie resignierte Zustimmung, dass sich Bands wie U2 oder Switchfoot (die beim Creation Festival spielten, als ich da war, und gerade mit »Meant to Live« einen Riesenhit im säkularen Radio hatten, deren Management es aber untersagte, dass Fotos von ihrem Auftritt gemacht wurden) diskret darum bemühen, klar auf Abstand zu jedem unambitionierten Jesus-Fantum zu gehen, denn nur so können sie in Verbindung zur Welt treten. (Sie wissen, dass damit wir, die Säkularen, gemeint sind, oder? Wir gehören in ihren Augen »zur Welt«.) Es ist also möglich und sogar wahrscheinlich, dass Christenrock als musikalisches Genre immun ist gegen Qualität. Womit es das einzige derartige Genre wäre, das mir einfällt.

Es war spät, und die Juden hatten Zwietracht gesät. Was Bub erzählt hatte, stimmte: Es gab Juden beim Creation Festival. Wie sich herausstellte, waren es »Juden für Jesus«, genauer gesagt, zwei aufsehenerregend hübsche Highschool-Mädchen aus Richmond. Als Bub, Ritter und ich vom Jars-of-Clay-Auftritt zurückkamen, saßen sie mit am Lagerfeuer – eine der beiden hielt Händchen mit Pee Wee. Pee Wee war jünger als die anderen, schlank und hübsch, und er sah die Mädchen bewundernd an, sobald sie den Mund aufmachten. Irgendwann sagten sie zu Ritter, dass er wegen seiner Tattoos (er hatte zwei) in die Hölle käme; daran glaubten die Leute in ihrer Organisation. Allzu gut nahm Ritter diese Nachricht nicht auf. Er war sich seines Platzes im Kreise der Erwählten relativ sicher. Es gab eine Auseinandersetzung; Pee Wee wurde genötigt, die Mädchen zurück zu ihren Zelten zu geleiten, während Darius versuchte, Ritter zu beruhigen. »Sie haben komische Ansichten«, sagte er, »aber wir beten zum selben Gott.«

Das Feuer war auf glühende Kohlen heruntergebrannt. Wir Männer waren jetzt unter uns, saßen auf Kühlboxen und betrieben spätnächtlich-

schwermütige Hermeneutik. Bub begriff Gottes Sinneswandel nicht. Wie konnte Er im Alten Testament diesen ganzen Irrsinn vom Stapel lassen, dass man keine Tattoos haben oder seinen Onkel nicht nackt sehen durfte, nur um dann im Neuen Testament alles wieder zurückzunehmen?

»Vielleicht solltest du es so betrachten«, meinte ich. »Wenn Darius wegen irgendwas stocksauer auf dich ist, einen richtigen Hals hat, du dann aber irgendwas tust, um es wiedergutzumachen, und er dir vergibt: Dann hat er ja nicht seine Meinung geändert, sondern die Situation hat sich verändert. Genauso ist es mit dem alten und dem neuen Bund – nur dass Jesus für die Wiedergutmachung gesorgt hat.«

Bub schien zufrieden mit dieser Erklärung. »So hat das noch keiner gesagt«, meinte er. Nur Darius starrte mich über das Feuer hinweg mit stechendem Blick an. Er wusste, dass meine Bemerkung theologisch sauber war, und fragte sich, woher ich sie hatte. Die Jungs hatten die Frage, woran ich denn eigentlich glaubte – sie hätten vermutlich gesagt: »wohin mein Weg mich führte« –, den ganzen Abend lang höflich umschiff.

Wir hatten uns mittlerweile recht gut kennengelernt. Nachdem Pee Wee wieder aufgetaucht war, waren sie ganz begierig darauf gewesen, mir ihr Lager zu zeigen. Sie hatten ihre Zelte im Wald aufgebaut, wo sie eigentlich nicht stehen durften; aber die Luft dort war kühler. In ungefähr dreißig Metern Entfernung hatte Darius einen kleinen Bachlauf entdeckt und mit den Händen ein kleines Becken gebuddelt, aus dem sie ihren Trinkwasserbedarf deckten.

Ich erfuhr, dass die Jungs einen großen, wenn nicht den größten Teil des Jahres im Wald verbrachten. Sie ernährten sich von Wild – sie sagten, so würden es in ihrer Ecke von Braxton County alle machen. Sie wussten, was im Wald wuchs, was essbar war, was wogegen half. Darius zog eine große, zur Hälfte gefaltete Pappe hervor, die er direkt vor meinem Gesicht auseinanderklappte: darauf ein Haufen Sassafras-Wurzeln. Er wedelte mir ihren Lakritz-Geruch ins Gesicht und brachte mich dazu, eine zu essen.

Dann meinte er, er würde wetten, dass ich gern kiffte. Ich räumte ein, dass ich eventuell nicht vollkommen abgeneigt sei. »Wie ich das Zeug geliebt habe«, sagte er zu mir. Als er meine Überraschung sah, fügte er hinzu: »Um

ehrllich zu sein, Mann, hatte ich noch nicht mal ein schlechtes Gewissen deswegen. Aber Kiffen ist gesellschaftlich inakzeptabel, und an diesem Punkt kam es meinem christlichen Wachstum in die Quere.«

Mittlerweile hatten sich die Jungs zusammengereimt, womit ich mein Geld verdiente – man muss ihnen hoch anrechnen, dass sie darin nicht die einzige logische Erklärung für meine Anwesenheit sahen –, und langsam merkten sie auch, dass ich sie exotisch fand (obwohl es mehr war als nur das). Nach und nach steigerten sie sich in einen Rausch der Selbstbeschreibung hinein. Leidenschaftlich versuchten sie, mir klarzumachen, wie sie tickten. Was schnell ermüdend hätte werden können, wenn sie einfach nur stinknormale Typen gewesen wären. Und nicht Typen, die glaubten, Gott persönlich habe seine Hand dabei im Spiel gehabt, dass sie zu viert in Ritters silbernen Chevrolet Cavalier passten und damit zum Festival fahren konnten.

»Wie du siehst«, sagte Bub, »bin ich ein ziemlich großer Kerl, ja? Ich bin echt stämmig. Und Darius ist auch ein großer Kerl« – hier unterbrach Darius ihn und zeigte mir seine Waden, die so muskulös waren, dass es schon an Deformierung grenzte. »Ich bin ein Freak«, sagte er. Bub seufzte und redete weiter, ohne den Blickkontakt zu mir abgebrochen zu haben: »Und Ritter auch. Dazu hatten wir noch zwei Kühlboxen, die Gitarren, ein E-Piano, unsere Zelte und den ganzen Rest, und alles passte« – er drehte sich um, zeigte auf das Auto, drehte sich zurück, legte eine Pause ein – »in diesen Chevy.« In seinen Augen lag derselbe Ausdruck wie vorhin, als er mir erzählt hatte, dass hier auch Juden seien. »Ich glaube, das könnte ein Wunder sein«, sagte er.

Sie waren mit Gewalt vertraut, fürchterlicher Gewalt. Tatsächlich hatten Ritter und Darius sich kennengelernt, als sie einander im Mathe-Unterricht der Mittelstufe nach Strich und Faden verprügelten. Wer gewonnen hatte? Ritter sah Darius an, als wollte er seine Antwort erst mit ihm abklären, und sagte dann: »Niemand.« Jake hatte Darius mal mit einer Angelrute, auf die Darius versehentlich getreten war, zu Boden geschlagen. »Und ich hab noch zu ihm gesagt: Pass auf, wo du hintrittst«, sagte Jake. (Die Erinnerung brachte Darius so heftig zum Lachen, dass er die Brille abnahm.) Die Hälfte ihrer Jugendfreunde war ermordet worden, erschossen oder erstochen, wegen

Drogen oder wegen gar nichts. Andere hatten sich umgebracht. Darius' Großvater, Großonkel und sein früherer bester Freund hatten alle Selbstmord begangen. In Darius' Kindheit war sein Vater mit schöner Regelmäßigkeit im Gefängnis gewesen; mindestens einmal saß er richtig lange, nachdem er in Ohio einem Mann ein Messer in die Brust gerammt hatte. (Der Mann wollte nicht aufhören, auf Darius' Großvater »draufzuhauen«.) Darius hatte zu der Zeit eine Menge einstecken müssen. (»Dein Vater ist ein Knasti!«) Deshalb sei er heute auch so reizbar. »Heftige Kindheit«, meinte ich.

»Nicht wirklich«, entgegnete Darius. »Andere Leute haben weder Hände noch Füße.« Er sprach davon, wie sehr er seinen Vater liebte. »Von ganzem Herzen – er ist der Beste. Er hat mich zu dem gemacht, was ich bin. Und überhaupt«, fügte er hinzu, »habe ich die ganze Wut und so an Gott weitergegeben. Er hat sie mir abgenommen.«

Gott in Seiner Weisheit hatte ihm ein Auskommen verschafft. In den früheren Abendstunden hatten die Jungs Pee Wee ein bisschen aufgemischt und ihn mit Zurrgurten an einen Baum gefesselt. Andere Christen müssen dem Sicherheitspersonal von seinen Schreien berichtet haben, denn ein Typ in einer orangefarbenen Weste war den Hügel hinaufgestürmt gekommen. Pee Wee war nicht allzu viel passiert, aber zum Spaß brach er in Tränen aus. »Ständig machen sie mich so fertig«, heulte er. »Retten Sie mich, Mister!«

Das fand der Typ nicht so lustig. »Wegen denen solltest du dir keine Sorgen machen«, sagte er. »Sondern wegen mir.«

Was für ein dumme Spruch! Darius schoss vor wie eine schrecklich flinke Eidechse in einer Tiersendung im Fernsehen. »Passen Sie auf, Mann«, sagte er. »Sie wissen ja nicht, wen Sie vor sich haben. Einen Typen, der schießt, bevor er Ihnen die Hand schüttelt.«

Der Mann schien zurückzuweichen, ohne sich zu bewegen. »Sie dürfen keine Waffen tragen«, sagte er.

»Ach ja?«, kam es von Darius. »Dort drüben im Handschuhfach liegt eine Erlaubnis, versteckt Waffen zu tragen. Ich komme aus West Virginia, Mister, ich kenne das Gesetz.«

»Ich glaube, Sie lügen«, sagte der Typ. Seine Stimme klang mittlerweile etwas zittrig.

Darius beugte sich vor, als habe er nicht ganz verstanden. Seine Augen traten aus den Höhlen. »Und woher wollen Sie das wissen?«, fragte er. »Sind Sie ein Prophet?«

»Ich arbeite für das Festival!«, sagte der Typ.

Jake stand auf – bislang hatte er sich das Ganze von seinem Sitzplatz am Feuer aus angesehen. Das höfliche Lächeln, das er sich ins Gesicht gemeißelt hatte, war von einem heimtückischen Grinsen nicht zu unterscheiden.

»So«, sagte er. »Und warum arbeiten Sie dann nicht? Ich bin mir sicher, woanders gibt es jede Menge zu tun.«

Zugegeben, die gelegentliche Aufsässigkeit der Jungs aus West Virginia scheint im Widerspruch zu dem zu stehen, was ich vorher behauptet habe, von wegen »kein einziges im Zorn gesprochenes Wort« und so weiter. Aber es war spielerisch. Zumindest Darius zog für mich ein bisschen eine Show ab. Und wenn man bedenkt, wovor die Jungs zu Hause die ganze Zeit über auf der Hut sein mussten, dann ist es doch bemerkenswert, wie erfolgreich sie beim Festival ihre Instinkte unter Kontrolle hatten.

Wie auch immer: Von nun an hatten wir mehr oder weniger Carte blanche. Was sehr laute Live-Musik zwischen zwei und drei Uhr morgens mit einschloss. Die Jungs ließen ihre fette Anlage über die Batterie von Jakes Truck laufen. Ritter und Darius spielten zu Hause selbst in einer Band, First Verse. Sie waren verantwortlich für die Musik in ihrer Kirche. Ritter hatte eine engelsgleiche Tenorstimme, die aus einem anderen Körper als dem seinen zu kommen schien. Und Josh war ein guter Gitarrenspieler; er hatte eine Les Paul und ein Effektboard dabei. Die akustische Gitarre ging reihum. Ich musste tief in meinem Fundus kramen, bis mir ein paar christliche Stücke einfielen. Ich spielte »Jesus« von Lou Reed, was sie so weit okay fanden. Richtig gut gefiel ihnen Bob Marleys »Redemption Song«. Als ich fertig war, sagte Bub: »Mann, das ist wirklich christlich. Wirklich wahr.« Darius wollte, dass ich ihm das Stück beibrachte; er sagte, er würde es mit nach Hause nehmen und im Gottesdienst spielen.

Dann sprang er auf und lief zu seinem E-Piano, das drei Meter weiter auf einem Ständer stand. Mit geschlossenen Augen begann er zu spielen. Ich spiele gut genug Klavier, um zu wissen, wie es sich anhört, wenn jemand die

Technik beherrscht. Und Darius spielte sehr, sehr gut. Er improvisierte eine Stunde lang. Irgendwann stand Bub auf und stellte sich neben ihn, Gesicht zu uns, die Hände in den Taschen, so, als beschütze er seinen Freund, während der sich in einem verwundbaren Trance-Zustand befand. Ritter flüsterte mir zu, dass man Darius ein Musikstipendium an einem College in West Virginia angeboten habe; ein Professor hörte ihn auf dem Campus auf einem Klavier herumklimpern, als er dort einen Freund besuchte, und bot ihm auf der Stelle ein Vollstipendium an. Ritter konnte nicht wirklich erklären, warum Darius abgelehnt hatte. »Er ist so was wie unser Rain Man«, sagte er.

Irgendwann muss ich meine Laterne genommen und den Abhang hinuntergekrochen sein, denn am nächsten Morgen fand ich mich aufrecht sitzend und vollständig angezogen in meinem Wohnmobil wieder. Aufgeweckt hatte mich ein barbarisches Raunen, das an ein Heer kurz vor dem Sturmangriff erinnerte. Der frühe Morgen stand im Zeichen von Praise and Worship, einer neuen Ausprägung von Christenrock, bei der Band und Publikum gemeinsam, so laut es geht, direkt zu Gott singen. Ziemlich intensive Angelegenheit.

Die Jungs hatten mir gesagt, dass sie den Großteil des Tages vor der Hauptbühne verbringen und sich Bands anhören wollten. Ich dagegen hatte mir ja schon eine Band angehört. Meine Pflicht bestand darin, in meinem Mobil zu bleiben und Eindrücke aufzuschreiben.

Allerdings war es ganz schön heiß. Und je heißer es wurde, desto mehr Plastikdämpfe entstiegen der hellbraunen Auslegeware. Leicht benebelt stolperte ich aus der seitlichen Luke und machte mich auf, um Darius, Ritter und Bub zu suchen.

Im Licht des Tages wurde offenbar, dass hier ziemlich avancierte Freaks am Start waren: ein Typ mit Rock und Spitzenärmeln; ein komisches, kleines, androgynes Wesen, das in einer Papprüstung steckte und ein Schwert mit sich herumschleppte. Sie wussten wahrscheinlich, dass sie an einem sicheren Ort waren.

Vor einem Getränkestand ließen die Jungs mich in der Schlange stehen; sie wollten Skillet nicht verpassen, eine von Ritters Lieblingsbands. Ich bekam mein Getränk und ließ mich langsam dorthin treiben, wo sie vermutlich

standen. Mangelhafte Ernährung, Ungewaschenheit und ein drohender Sonnenstich verschworen sich gegen mich. Außerdem roch es leicht nach Scheiße. Überall waren glühend heiße Klokabinen, die mit jeder Öffnung der Türen ihren Pesthauch verströmten.

Ich stand auf einem Fleckchen Kies zwischen den Fressbuden und der Zuschauermenge, kaute an meinem Strohalm und stocherte tetraplegisch nach widerspenstigen Schmelzwassereinschlüssen. Obwohl ich mich weit weg von der Bühne befand, konnte ich ganz gut sehen. Irgendetwas begann mit mir zu geschehen. Die Band war mittleren Alters. Ihre Mitglieder trugen blusenartige Hemden und halbherzige Mittachtzigerjahre-Stadionrock-Moves zur Schau.

Was war das für ein ... Gefühl? Zwischen jeder Zeile grinste der Sänger, als ob er, wenn er damit aufhören würde, sofort zusammenbräche. Viel verstehen konnte ich nicht:

»There's a higher place to go (beyond belief, beyond belief),
Where we reach the next plateau (beyond belief, beyond belief).«

Der Strohalm rutschte mir aus dem Mund. »Ach du Scheiße, das sind ja Petra.«

Es war 1988. Der Typ, der mich mitgebracht hatte, nannte sich Verm. (Ich habe die Namen geändert; diese Menschen haben es nicht verdient, zwangsweise mit mir auf Erinnerungsreise zu gehen.) Er war ein kleiner, gutaussehender Typ mit schwarzem Pferdeschwanz und teuflischem Lachen, ein Skater und Ex-Kiffer, der deswegen ein Jahr oder so, bevor wir uns kennenlernten, zu Hause rausgeflogen war. Seine Eltern gehörten einer nicht konfessionsgebundenen Religionsgemeinschaft in Ohio an, wo ich zur Highschool ging. Es war eher eine Bewegung als eine Kirche, mit damals schon Tausenden von Mitgliedern. Meines Wissens ist sie seitdem noch größer geworden. Die »Zentralversammlung« fand aus Platzgründen immer in einer leerstehenden Lagerhalle statt, aber passiert ist es bei den kleineren Treffen: bei der »Heimatgemeinde« (ungefähr fünfzig Leute) und im »Hauskreis«